

Die Hoffnung auf einen zukünftigen König : der Chronist des Zauberers

Autor(en): **Sulzer, Alain Claude**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **64 (1985)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bedeutet das, weiterhin die Stellung des Lohnabhängigen verbessern zu wollen.

3. Schliesslich halten viele Zeitgenossen, die unsere Genossen sein könnten, die von Generationen Bürgerlicher und Reaktionärer (echte Konservative sind da besser als ihr Ruf) gemalte Fratze der Roten für eine mehr oder weniger realistische Darstellung der wahren Ziele der SP. Da müssen wir ganz deutlich sagen: Wir können nichts dafür, dass viele Diktatoren eine Vorliebe für die Wörter Demokratie, Sozialismus und Sozialdemokratie haben und sie ständig im Munde führen. Wir können nur immer wiederholen, dass wir mit keinem von Ihnen auch nur das geringste zu tun haben.

Wir wollen auch nicht, wie es die FDP glauben machen will, mehr Staat, sondern mehr Gerechtigkeit und mehr Selbstbestimmung. Jeder sei seines Glückes Schmid, nur: Manchmal braucht der Schwächere eben einen Polizisten, der ihm den Stärkeren vom Halse hält (und das ist auch die einzige Rechtfertigung der Existenz einer Polizei). Aber es braucht auch noch etwas Anstrengung unsererseits, um vollen Herzens die Bestrebungen derer zu unterstützen, die autonom, im kleinen Kreis ihr Leben in den Griff bekommen möchten: gehe es um die Erziehung der Kinder, die Erhaltung der Gesundheit, die Gestaltung der Arbeit, des Wohnraumes oder der Umwelt oder um all das zugleich. Und hören wir auf, so zu tun, als seien wir gegen das Eigentum, wenn wir nicht selbst Eigentümer sind, wären wir es sicher gerne in irgendeiner Form – individuell oder kollektiv. Da muss man nur die Auswüchse bekämpfen, was wir auch tun, und das ist schon Arbeit genug! Selbst den Markt wollen wir doch nicht abschaffen. Im Gegenteil: Wir wollen, dass er täg-

lich freiekämpft werde von den Mächten der Monopole, der Kartelle, der Wirtschaftsgrossen, wir wollen, dass er überschaubar bleibe, wir kämpfen für den aufgeklärten Konsumenten. Nur müssen, und das ist unsere Aufgabe, unbedingt die sozialen Kosten internalisiert werden. Das ist sogar einer der zentralen Fehler der geltenden Wirtschaftsordnung. Ohne solche Rahmenbedingungen kann der Markt nur zu der Farce erstarren, die er heute leider vielfach auch ist.

Deshalb: Lassen wir keine Missverständnisse aufkommen über unsere Ziele, die uns das Leben und die Arbeit erschweren.

Sozialdemokratie in der Zeitwende

Was die heutige Zeit von uns verlangt, ist eigentlich nichts Unmögliches: Einfach klar zu sagen, was uns wichtig ist, was wir wollen, und es auszusprechen in einer klaren, deutlichen Sprache, den Menschen aus den Herzen zu sprechen, gegenüber allen Bedrohungen die zentralen menschlichen Werte in Schutz zu nehmen, dafür zu sorgen, dass das Leben überall auf der Welt menschenwürdig weitergeht. Damit ist schon sehr viel gesagt. Und wenn wir es auch tun, Tag für Tag, so haben wir unsere Aufgabe getan. Inhaltlich heisst das ungefähr:

Die Hoffnung auf einen zukünftigen König

Der Chronist des Zauberers

Alain Claude Sulzer über den Schriftsteller T.H. White

«Ich mag Krieg nicht, und ich habe ihn nicht angefangen. Ich denke, ich könnte es durchaus ertragen, als ein Feigling zu leben. Was ich aber nicht ertragen könnte, wäre, ein Held zu sein.»

ein Jahrhundert Erfahrung im Kampf für die sozial Schwächeren und Entrechteten; die planetarische Herausforderung (Stichwort: global 2000); und die grüne Hoffnung (Kreativität, kleine Einheiten, Selbstverwaltung) zu integrieren. Das alles gehört ja zusammen, ist ja Kind und Vater des wahren Humanismus zugleich.

Was uns weiterhilft, ist weder meisterhafte, opportunistische Taktik, noch Vertretung noch so löblicher Gruppeninteressen. Das alles ist zwar unbestrittener Bestandteil der Tagespolitik, aber niemals Selbstzweck, und hat nur einen Sinn, wenn das Fundament steht und trägt.

Es braucht etwas, das den Menschen dort anspricht, wo er seine Seele hat: Wahrhaftigkeit, Gesamtschau, Wissen um die Grenzen allen Handelns, auch der Politik.

Was endgültig vorbei ist: Sozialdemokratie als Trittbrettfahrerin (oder gar Anwältin) der Bürokratie, der Technokratie, der fixfertigen Utopien, des Ausbaus der Produktivkräfte um des «Fortschrittes» willen, der grenzenlosen Ausbeutung der Natur, der «Aufklärung» der gesamten Menschheit, des Glaubens an die Wissenschaft – Genossen als allzu wendige Zeitgenossen . . .

Wir haben es in der Hand: Sozialdemokratie der Zeitenwende oder wendige Sozialdemokratie.

Diese angesichts des unabwendbaren Zweiten Weltkriegs gemachte Aussage mag zuerst einmal auf den schliessen lassen, der sie schrieb. Im Grunde aber steht sie mehr noch für die Situation des Schriftstellers über-

haupt; Beobachters, der seine Beobachtungen festhält, ob nun als Chronist oder als einer, der jetziges Geschehen in eine erfundene ferne Vergangenheit versetzt.

Schriftsteller sind Beobachtende, Erzähler der Geschichte, auch wenn sie nur Geschichten erzählen, die sich scheinbar ausserhalb sogenannter gesellschaftlicher Zusammenhänge abspielen. Ein Schriftsteller ist ein Feigling? Wer diesen Satz so nicht hinnehmen mag, muss sich die Gegenfrage gefallen lassen: Wie kann der Schriftsteller Held sein? Wann und wo? Ausserhalb seines Berufs kann er wohl kämpfen, am Schreibtisch selbst wird er sich immer wieder über sich selbst und andere beugen, ob er will oder nicht. Durch Schreiben, durch wahrhaftiges Schreiben kann keiner zum Held werden, da der Held sich doch aufschwingen, sich über andere erheben muss. Man muss, weil man kein Held ist, noch kein Feigling sein. Dass White sich als Feigling bezeichnete, charakterisiert sein Verhältnis nicht nur zum Krieg, zum Soldatentum, sondern auch sein Verhältnis zur Gesellschaft, die ihn noch deutlicher ablehnte, als er sie. Nach all der Ablehnung, die er erfahren hatte, kann es ihm nicht schmerzlich gefallen sein, sich – was sich üblicherweise für einen Mann damals nicht geziemte – provokativ als Feigling hinzustellen.

T.H. White schrieb den oben zitierten Satz im Zusammenhang seiner privaten Situation kurz vor Beginn des Krieges, von dem er, wie so viele, geglaubt hatte, er liesse sich durch genügend vernünftige Worte noch verhindern. Doch er liess sich nicht verhindern. «Selbst die griechische Definition *anthropos* (= der, welcher aufschaut) ist unrichtig. Nach der Adoleszenz schaut der Mensch nur selten höher, als er selber

ist.» Einer der vermutlich gar nicht so vielen Gründe, weshalb Kriege sich kaum je aufhalten liessen?

Vor allem in seinem «Buch Merlin» hat T.H. White, der skeptische Optimist, zu *antworten* versucht, wo andere die Flinte längst ins Korn geworfen hatten. Er hat eine Antwort auf jene Fragen zu geben versucht, die gegen Ende des Kriegs mehr und mehr gestellt werden musste. Es waren keine staatspolitischen, sondern tiefgreifendere, philosophische Fragen, auf die, so scheint es, Berufsphilosophen nicht dergestalt antworten konnten, dass jene, die es betraf, es auch verstanden.

White hat, jedenfalls in seinem Schaffen, nicht aufgehört, an etwas im Menschen zu glauben, das ihn womöglich, vielleicht erst im letzten Augenblick, zum Bessern ändern könnte. Wäre es soweit, liesse sich auch die Katastrophe noch abwenden.

Einsamkeit in Leben und Werk

T.H. White, der hier vor allem mit dem letzten Band seines fünfteiligen Zyklus «König auf Camelot», dem «Buch Merlin», vorgestellt werden soll, hat sein Leben im herkömmlichen Sinn nicht gemeistert; die Gelegenheit dazu wurde ihm auch gar nicht geboten. Er konnte auf das Verständnis der Gesellschaft, mit der er sich in seinem Werk kritisch und oft mit lustvollem Humor auseinandersetzte, nicht rechnen; einer Gesellschaft, die seine Homosexualität – zu der er sich bereits mit sechzehn Jahren in zwei unter Pseudonym veröffentlichten Romanen «offen» bekannte – nicht tolerieren wollte. Gegen Ende seines Lebens wurde Whites Alkoholkonsum immer grösser; 1961 trank er tagtäglich mindestens eine Flasche Kognak. Nichts davon, oder doch nur sehr verheimlicht zwischen den Zeilen, lässt sich das um-

fangreiche Werk anmerken, das White nach diesen ersten Erzählversuchen unter seinem wirklichen Namen schrieb.

Von der Einsamkeit, die keineswegs als trostlose Öde beschworen wird, ist in Whites Romanen nicht allein *die Rede*. Dort wird sie von vielen seiner Personen gelebt und erfahren. Nicht Paare sind die «Helden» seiner Bücher, nicht Menschen, die auf der Suche nach der vollkommenen Nähe anderer Menschen sind, sondern solche, die in erzwungener oder selbstgewählter Isolation leben, um sich schliesslich in ihr, so gut wie möglich, einzurichten, fast behaglich. Sie leben das Alleinsein so, dass es zu einem menschenfreundlichen, oftmals kauzigen Zustand des Glücks wird. Es ist eine Einsamkeit, in der jener, der sich – in den Romanen meist freiwillig – in sie begeben hat, die anderen – Freunde und Feinde – besser beobachten kann. Beobachtung muss noch kein Voyeurismus sein. Whites Gabe der Beobachtung – die sich unter der Beobachtungsgabe seiner Romanfiguren tarnt – erweist sich als aufklärerisch. White ist einer jener immer wieder totgesagten altmodisch-modernen Denker (dabei ein glänzender Erzähler, ein unterhaltsamer Mann), der – trotz allem, was er sieht und nicht übersehen will – an etwas Gutes glaubt, an etwas, das es aus dem Menschen hervorzulocken gilt; an etwas, das tatsächlich da ist. Selbst dann noch glaubt er daran, wenn er nicht mehr leugnen kann, nicht leugnen will, dass «nur der Mensch, nur das eifrige Mitglied der Gesellschaft zur Erfindung der Grausamkeit gegenüber Tieren, nur er von jedem Lebewesen gefürchtet wird». («Das Buch Merlin»)

Aber natürlich übernimmt nur der, der noch an die Möglichkeit der Veränderung glaubt, den Versuch, Lehren aufzustel-

len, die der Menschheit heilsam sein könnten. Und wenn es zu Lehren auch nicht mehr reicht (weil Lehren zu oft falsch ausgelegt wurden), so können doch Vorschläge gemacht werden. White hat sie seinen Lesern satirisch gemacht. Die Leser sollten es leicht haben, ihm zu folgen. Es findet sich in Frederik Hetmanns ausführlichem Nachwort zum «Buch Merlin» die aufschlussreiche Beobachtung, dass bei White oft «pädagogischer Eros» im Spiel sei; etwa in den Beziehungen zwischen dem alten Sprachwissenschaftler und dem Mädchen Maria in «Schloss Malplaquet»: zwischen Merlin, dem weisen Zauberer, und Arthur, dem König, im «Buch Merlin»; zwischen Mr. White und seiner irischen Haushälterin in «Mr. White treibt auf der reissenden Liffey nach Dublin».

Solche immer etwas distanzier-ten Beziehungen mag White sich in seinem Leben gewünscht, jedoch nicht erreicht haben. Es sind Konstellationen zwischen Verschiedenartigen, die einander ergänzen, ohne sich gegenseitig zu unterdrücken. Ihr Vorhandensein als Einheit provoziert in Whites Büchern so etwas wie den Wunsch nach Wahrheit in einer ganz andersgearteten Wirklichkeit, in der solche Konstellationen sich kaum je ergeben. In Wirklichkeit erdrückt der eine meist den andern. Die Wahrheit wäre anders: sie liesse eine Wirklichkeit entstehen, in der Einzelne sich finden, um als solche kleine, solidarische Einheiten zu bilden.

Besuch in der Vergangenheit

«Es kam ihm sonderbar vor, in seinem Alter nochmals die Tiere zu besuchen. Vielleicht, dachte er beschämt, träume ich meine zweite Kindheit, vielleicht werde ich senil.

Aber es erinnerte ihn lebhaft an seine erste Kindheit, an die schönen Zeiten, als er in Gräben geschwommen oder mit Archimedes geflogen war, und es wurde ihm klar, dass er seit damals etwas verloren hatte. Etwas, das er jetzt als Fähigkeit zum Staunen begriff.» («Das Buch Merlin»)

Terence Hanbury White wurde 1906 in Bombay geboren und starb 1964 während der Rückfahrt von Amerika nach Europa an Bord der «Exeter».

1929 hatte der aus einer zerrütteten Ehe stammende White sein Studium in Cambridge erfolgreich abgeschlossen. Er wurde stellvertretender Leiter einer Internatsschule, einem jener Institute, unter denen er als Kind so sehr gelitten hatte; 1932 wechselte er an eine Public School. Es kam zum Skandal, als sich herausstellte, dass er der Autor zweier 1922 erschienenen Bücher war, die von seiner Homosexualität handelten. White versuchte es erfolglos sowohl mit einer Psychoanalyse als auch mit heterosexuellen Beziehungen. 1936 gab er den Lehrberuf auf und zog sich, umgeben von abgerichteten Falken, einer verletzten Eule und seiner – auch in seinem Werk auftauchenden – Setterhündin, in eine Jagdhütte zurück. Nun war er allein.

Er begann mit seinem Hauptwerk, dem fünfteiligen «The once and Future King» («König auf Camelot»), der grossen Paraphrasierung des «Morte d'Arthur» von Sir Thomas Malory (1469), auf das hier insgesamt nicht eingegangen werden kann. (An dieser Stelle sei nochmals auf F. Hetmanns Nachwort hingewiesen, im dem über den König-Arthur-Stoff ausführlich die Rede ist.)

1939 verliess White England und siedelte nach Irland über, einem Land, dem er sich zutiefst verbunden fühlte. Er lern-

te Gälisch und fragte sich in Briefen an Freunde, in welcher Weise er gegen Hitler kämpfen könnte, ohne dabei ein Held zu werden. Als Soldat? Als Schriftsteller? Aber White war kein polemischer Journalist, auch kein Propagandist; wie von selbst ergab es sich, dass er sich in seinem Arthur-Zyklus mehr und mehr mit der Zeit beschäftigte, in der sich das bisher grausamste Kapitel der Weltgeschichte abzuspielen begann. Er blieb also nicht in jener Zeit Arthurs und Merlins, die schrecklich genug gewesen war. Er nahm das Heute in das Gestern, auch wenn er vordergründig in jenen fernen Zeiten blieb.

Er schloss den Zyklus noch während des Krieges mit seinem satirischen Entwurf einer Utopie ab. Aber war das überhaupt ein Entwurf?

«Ameisismus und Gänsigkeit»

«Das Buch Merlin» ist – was man ihm damals vorwarf – die Beschäftigung eines Philosophen mit Dingen, die für gewöhnlich Schriftstellern verschlossen zu bleiben haben.

Der Verfasser sogenannter «Fantasy»-Literatur begab sich auf Jonathan Swifts Spuren, verliess gleichzeitig den vorgeschriebenen Weg einer literarischen Auseinandersetzung mit den Figuren Arthur und Merlin; er nahm sich die Figuren, um durch sie an seine Leser zur Umkehr zu appellieren.

Was er schrieb, war in der Tat kein Entwurf einer Utopie. Er vermochte nicht mehr, als zu fragen, zu forschen, in der Vergangenheit nach der Gegenwart zu suchen.

Bei Erscheinen dieses Buchs übersah man wohl, dass White bei aller «Philosophie» der witzige Erzähler blieb, der die Fesseln seines Genres sprengen *musste*, wenn er das mitteilen

wollte, was ihm, und nicht nur ihm, am Herzen lag.

Der Zauberer Merlin, bei welchem König Arthur in seiner Jugend Tiere und Menschen zu verstehen lernte, und der nun greise Arthur, der Merlin und dessen Tiere zum letzten Mal unter der Erde aufsucht, beginnen gemeinsam mit den Tieren ein langes Gespräch. Quasi illustriert wird dieses Gespräch über die Macht, über den fatalen Tötungsdrang des Menschen, in dem er sich so sehr vom Tier, das nur tötet, was es zum Fressen braucht, unterscheidet – quasi illustriert wird dies Gespräch durch Arthurs Begegnungen mit den Tieren, zu denen Merlin ihn verwandelt schickt.

Für kurze Zeit lebt Arthur als Ameise bei den Ameisen, der kriegsführenden Ausnahme-Gattung, und bei den Gänsen, den Friedfertigen. Die Ameisen werden zum Sinnbild für die Menschen:

«Es sind die Ameisen und Bienen mit ihren Gemeinschaftsmägen und -territorien und die Menschen mit ihrem National-eigentum, die einander die Kehlen aufschlitzen; und es sind die Vögel mit ihren eigenen Bauten und Mägen, die Elritzen mit ihren individuellen Behausungen und die Leierschwänze mit ihren persönlichen Schatzhäusern und Spielwiesen, die friedlich bleiben.» – «Der Anspruch der Krähen auf Nationaleigentum beschränkt sich auf ihr Nistgelände, und deshalb kennen sie die Geißel des Krieges nicht.» Obwohl die Krähe «nicht nur gesellig, sondern auch leicht nationalistisch ist». Merlin-White zieht den Schluss: «Letzten Endes darf man keine Einheit dulden, die grösser ist als die Familie.»

Dennoch ist es nicht so, «dass die Ameisen unrecht haben und die Gänse recht». Der «Ameisismus» ist das Richtige für die Ameisen, und die «Gänsigkeit» ist das Richtige für die Gänse. Ebenso wird der Mensch sich entscheiden müssen zwischen dem Zugrundegehen und der Menschlichkeit. Und ein grosser Teil der Menschlichkeit wird durch die intelligente Lösung eben der Machtprobleme bestimmt, die wir durch die Augen anderer Geschöpfe betrachtet haben.»

Nur, wer betrachtet schon sich selbst durch die Augen anderer, gar durch die Augen von Tieren, die der Mensch zu unterdrücken gelernt hat? Folgt man White weit genug, so scheint es einem aberwitzig und grotesk, wie sehr sich der Mensch über das Tier erhoben hat, im guten Glauben daran, besser zu sein, weil er sprechen kann. Oder «tut es» etwa «mehr weh, wenn man sagen kann «es tut weh»», wie Jakov Lind es einmal formulierte?

Noch deutlicher hat White seine Vorschläge den Krieg betreffend angebracht: «Die Könige und die Generale und die Schlachtenführer haben eine seltsame Fähigkeit, bei den Auseinandersetzungen am Leben zu bleiben. Das Komitee (der Tiere) hat vorgeschlagen, dass nach jedem Krieg alle Offiziere der Besiegten über dem Rang eines Obersten ungeachtet ihrer Kriegsschuld unverzüglich exekutiert werden sollen. Zweifellos läge in dieser Massnahme eine gewisse Ungerechtigkeit, doch das Bewusstsein, dass ein verlorener Krieg mit dem Tod bezahlt werden muss, hätte eine abschreckende Wirkung auf je-

ne, die solche Auseinandersetzungen fördern und leiten, und es könnte nicht nur ein paar Kriege verhindern, sondern damit Millionen Menschenleben aus den unteren Klassen retten.»

Widersprüchliche Forderungen wie diese – Forderungen, in denen mehr als nur ein Widerspruch enthalten ist – verdeutlichen recht gut, was White mit seinem «Buch Merlin» im Sinn hatte: den Beginn einer Diskussion, die bis heute nicht wirklich begonnen hat, die noch heute nur von kleinen Zirkeln geführt wird, die zwar ein grosses Bevölkerungspotential hinter sich wissen, vor sich aber eben jene Förderer und Leiter von immer schrecklicheren Experimenten haben.

«Hier endet das Buch des ehemaligen Königs, geschrieben mit viel Mühe und Fleiss zwischen den Jahren 1936 und 1942, als die Nationen in einem entsetzlichen Krieg kämpften. Hier beginnt zugleich – falls durch Zufall ein Mensch in Zukunft die Pest überlebt und das Werk fortführt, das er begonnen hat – die Hoffnung auf den zukünftigen König.»

Wen White mit dem König gemeint haben könnte, steht nicht im Text. Ist schon die Hoffnung König? Oder ist Frieden der König, den White gemeint haben könnte?

Die Bücher von T.H. White:

Das Buch Merlin, 1980; Kopfkalamitäten und andere Geschichten, 1982; Schloss Malplaquet, 1982; Mr. White treibt auf der reissenden Liffey nach Dublin, 1984. Alle bei Eugen Diederichs Verlag. Der vierbändige Zyklus «Der König auf Camelot» erschien in 2 Bänden beim Verlag Klett-Cotta.